



Leseprobe aus: Eriksson Sandberg, Und plötzlich war der Wald so still, ISBN 978-3-407-81179-0
© 2014 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81179-0>



IN dem Sommer, in dem Linda Palm verschwand, wurde ich zwölf. Anfangs war es ein Sommer wie jeder andere. Wir tranken in der Laube Kaffee und der Tisch war mit dem Geschirr gedeckt, das meine Mutter Isabella selbst getöpft hatte. Es war warm, aber die Luft war spätsommerlich frisch und roch schon nach Herbst, obwohl es gerade erst August war.

Jonna trug ein Jeanskleid und hatte sich ein breites Stoffband in die karottenroten Haare gebunden, die sich an den Schläfen lockten. Sie schien sich immer unwohl zu fühlen, wenn sie so herausgeputzt war. Als hätte jemand anderes ihr die Kleider aufgezwungen, als würde sie sich die Sachen am liebsten herunterreißen und in den Wald rennen, nackt wie ein Faun.

Sabina dagegen sah in ihrem hellen Rüschenkleid aus wie eins dieser Mädchen aus der Fernsehwerbung. Ich stellte mir vor, sie würde jeden Moment ihren Pferdeschwanz schwingen lassen, die Augen aufreißen und irgendetwas Verführerisches über Kaugummi sagen.

»Meine Geschenke waren die allerschönsten, nicht wahr?«, sagte sie. Von ihr hatte ich die neue Madonna-

Platte *Erotica* bekommen und Radiergummis in Kaninchenform, die nach Erdbeere dufteten.

»Ja, natürlich. Ich habe mich total gefreut!«, versicherte ich ihr, aber das war ein bisschen gelogen: Am allermeisten hatte ich mich über den Bikini gefreut, den ich von meinen Eltern bekommen hatte. Er war weiß, mit einem Muster aus winzigen, rosa Rosen. Im letzten Sommer hatte ich um einen Bikini gebettelt, aber da hatte Isabella nur gelacht und gesagt: »Ihr Mädchen könnt ruhig noch nackt baden. Da draußen im Wald sieht euch doch sowieso keiner.«

Rot vor Zorn war ich aus dem Zimmer gegangen, ohne etwas zu erwidern. Aber jetzt hatte sie endlich kapiert, dass ich viel zu groß war, um nackt zu baden. Im Unterschied zum letzten Sommer sahen meine Brüste jetzt nicht mehr aus wie geschwollene Mückenstiche.

Anfangs hatte ich die spitzen Knubbel gehasst. Aber jetzt mochte ich sie. Madonna hatte ja auch große Brüste. Außerdem hatte Sabina gesagt, dass man »schließlich kein Brett sein will«.

Isabella servierte eine Kanne selbstgemachten Holunderblütensirup. Ihre Lippen waren kräftig rot geschminkt, im Mundwinkel steckte eine unangezündete Zigarette und sie hatte ihren Körper in ein langes, wallendes Kleid gewickelt. Sie war zweiundvierzig, sah aber eher aus wie dreißig, das sagten alle. Ich war stolz darauf, so eine hübsche Mama zu haben. Wobei ich sie gar nicht Mama nannte, jetzt nicht mehr. Einmal, als ich schlechte Laune hatte

und mein Gequengel sie nervte, brüllte sie: »Herrgott noch mal, Hanna! Ich heiÙe nicht Mama, ich heiÙe Isabella!« Seit dieser Zeit sagte ich nur noch Isabella zu ihr. Meine Freundinnen fanden das total seltsam, aber mir gefiel es mittlerweile. Es fühlte sich irgendwie erwachsen an.

»Du weißt schon, Harry und Viveka Palm«, sagte Jonnas Mama Lisbeth. Ihre Stimme war aufgebracht und heiser. Im Unterschied zu Isabella war sie kein bisschen elegant. Sie hatte kurze, blondierte Haare mit fransigem Pony, war dürr wie eine Vogelscheuche und hatte Falten um den ungeschminkten Mund.

»Nein, wer ist das?«, sagte Isabella und setzte sich.

Ich ahnte, dass sie Lisbeth insgeheim nicht leiden konnte. Aber ich wusste auch, dass sie es liebte, bewundert zu werden. Der Preis dafür war, so zu tun, als würde sie sich für Klatsch und Tratsch interessieren, dabei literweise Kaffee zu trinken und selbstgebackene Zimtschnecken zu essen. »Dieses ewige Kaffeetrinken wird mir noch irgendwann die Figur ruinieren«, stöhnte sie immer.

Lisbeth steckte sich eine Zigarette an und kräuselte die schmalen Lippen, während sie den Rauch ausblies.

»Doch, natürlich weißt du, wer das ist! Harry und Viveka Palm vom Gutshof. Ihre Tochter Linda ist im selben Sportverein wie Jonna und Hanna. Sie ist nur ein bisschen älter als unsere Mädchen.«

»Ach so, die meinst du«, entgegnete Isabella und runzelte ungeduldig die Augenbrauen.

»Viveka hat einen Zettel mit einer Telefonnummer in

Harrys Jackett gefunden. Es kam raus, dass er eine Affäre mit der Kassierererin vom Konsum in Torup hatte. Du weißt schon, die Blonde. Eine richtige kleine Gans, aber auf so was stehen die Kerle ja offenbar.«

Isabella trank einen Schluck Kaffee und lachte. »Du lieber Himmel, haben die Leute hier auf dem Land keine anderen Hobbys, als fremdzugehen?« Lisbeth sah unsicher aus, aber dann lachte sie mit, eine Spur verlegen.

Die anderen jubelten, als ich die zwölf rosafarbenen Kerzen auf dem Kuchen auspustete. Ich schnitt das erste Stück ab, streckte die Hand nach der Kuchenschaufel aus und manövrierte es vorsichtig auf meinen Teller. Wenn es stehen blieb, hieß das, dass man irgendwann heiraten würde. Und ich wollte heiraten, denn wenn man nicht heiratete, endete man als alte Jungfer, genau wie die pickelige Monsterbusen-Sissela, die im Kiosk arbeitete. Es war ein schrecklicher Gedanke, dass meine gesamte Zukunft womöglich von einem kleinen Stück Kuchen mit Sahne und Vanillesoße abhing.

Das Kuchenstück schwankte unentschlossen, aber dann kippte es um. Isabella schaute mich an und zwinkerte. Ihr war heiß und ihre Wimperntusche hatte Ränder unter den Augen hinterlassen. »Sieht zwar so aus, als würdest du nicht heiraten, Hanna, aber verloben wirst du dich ganz bestimmt trotzdem. Hast du dir was gewünscht, als du die Kerzen ausgeblasen hast?«

»Ja«, sagte ich zögernd. Ich wünschte mir nichts mehr, als dass Papa hier wäre. Isabella sah mich an, als wüsste sie, was ich dachte.

»Du weißt, dass Papa wirklich gerne bei uns wäre, aber er musste auf eine Buchmesse nach Deutschland. Manchmal ist das so, wenn man erwachsen ist, man muss bestimmte Dinge tun, auch wenn man nicht immer Lust dazu hat.«

»Ja, das weiß ich ja«, sagte ich und schob mir ein großes Stück Kuchen in den Mund. Es war kindisch, traurig zu sein, nur weil mein Vater an meinem Geburtstag nicht zu Hause sein konnte.

Mein Vater Frank stammte aus Göteborg und arbeitete dort als Lektor in einem kleinen Buchverlag. Die Woche über wohnte er in der Stadt und nur an den Wochenenden war er zu Hause bei uns in Rydöbruk. Isabella fand es zwar traurig, dass er nicht öfter bei uns war, aber sie wollte nicht zurück in die Stadt ziehen. Sie war Künstlerin und hatte hier auf dem Hof ihre Keramikwerkstatt, in der sie Becher, Teller, Kerzenleuchter und kleine, dicke, Pfeife rauchende Katzen herstellte. Außerdem liebte sie unser rotes Holzhaus mit den weißen Giebeln und den großen Garten mit knorrigen Apfelbäumen, Himbeeren und verwilderten Fliederbüschen. Jetzt, nachdem mein kleiner Bruder Dag auf die Welt gekommen war, fand sie erst recht, es wäre ein Jammer, uns hier herauszureißen.

»Ist es nicht herrlich, hier aufzuwachsen? Als ich klein war, mussten wir uns in Stockholm mit verdreckten Parks voller Bier trinkender Kerle begnügen«, sagte sie.

Meine Nase war schon rot und schälte sich. Ich wäre besser aus der Sonne gegangen, aber ich konnte nicht widerstehen – es war so schön zu spüren, wie das Gesicht

vor Wärme brannte. Ich dachte darüber nach, wie verrückt es war, dass ich ausgerechnet an diesem Tag vor zwölf Jahren geboren worden war. Dass Isabella mich neun Monate lang in ihrem Bauch getragen und dann zwischen ihren langen Beinen herausgepresst hatte. Nein, iih, darüber wollte ich lieber doch nicht nachdenken.

»Wollen wir nicht aufstehen und unserem Geburtstagskind ein Ständchen singen?«, fragte Isabella. Die anderen standen auf, und ich blieb mit einem albernen Lächeln auf den Lippen sitzen und wusste nicht, wohin ich schauen sollte. Ich stand nicht gerne im Mittelpunkt. Aber tief in meinem Inneren wuchs eine Erwartung. Ich hatte mich so sehr danach gesehnt, endlich zwölf zu werden, und ich spürte, dass dieses Jahr besonders werden würde.



JONNA, Sabina und ich nahmen die Abkürzung zur Badestelle am See, unsere Handtücher über die Schultern gelegt. Ich war barfuß, und es war ein schönes Gefühl, über den sonnenwarmen Asphalt zu laufen. Nach einem ganzen Sommer ohne Schuhe waren meine Fußsohlen dick wie Elefantenhaut und die kleinen Steinchen auf dem Weg spürte ich kaum mehr.

Jonna und ich kannten uns aus dem Kindergarten und waren seither unzertrennlich. Als wir kleiner waren, gingen wir sogar gleichzeitig auf die Toilette. Gemeinsam dachten wir uns Fantasiewelten aus. An einem Tag waren wir Königinnen, die über ihre großartigen Ländereien wachten, an einem anderen war der Schulhof ein von Mauern umgebenes Gefängnis, aus dem wir zu fliehen versuchten, aber manchmal waren wir auch Professoren, die Vorlesungen über mittelalterliche Klöster hielten. »Und hier spießten die Mönche die Köpfe ihrer Feinde auf«, sagte ich dann zum Beispiel und zeigte auf einen spitzen Ast.

Aber dann zog Sabina nach Rydöbruk. Unsere Mütter kannten sich, deshalb hatten wir schon als kleine Kinder

viel miteinander gespielt, obwohl sie damals noch in Halmstad wohnte. Jonna war trotzdem meine beste Freundin, und ich redete mir ein, dass ich sie immer noch genauso gerne hatte wie früher. Aber Sabinas Gerede über Jungs und Sachen, die sie in der *Frida* und der *Wochenrevue* gelesen hatte, weckten die Sehnsucht nach etwas anderem in mir. Nach etwas Wirklichem.

Die Badestelle war im Wald. Zwischen all dem Grün erstreckte sich der Stausee wie ein dunkles Loch, gefüllt mit bernsteinfarbenem Wasser. Auf der einen Seite war ein steinernes Wehr mit großen Betonrohren, durch die das Flusswasser in den See strömte. Auf der anderen Seite floss es weiter in den Wald und bildete einen kleinen, rauschenden Wasserfall.

Manchmal setzten wir uns in den Wasserfall. Das fühlte sich an, als würde man im Whirlpool baden. In dem schäumenden Wasser überkam mich immer das Gefühl, pinkeln zu müssen, und manchmal, wenn ich alleine war und mich niemand sehen konnte, ließ ich es einfach laufen, warm an meinen Oberschenkeln herunterrinnen, wo es sich mit dem kühlen Flusswasser vermischte und in den Wald verschwand.

Ich zog meine Jeansshorts und das gebatikte T-Shirt aus. Im Vergleich zum Rest meines Körpers sahen meine Beine unverhältnismäßig lang aus. Ich war über den Sommer mehrere Zentimeter gewachsen und hatte mich noch nicht an meine neue Größe gewöhnt. Obwohl es für mich eigentlich normal war, groß zu sein. Ich war schon immer

die Größte in der Klasse gewesen, und Isabella behauptete, ich würde später bestimmt mal Fotomodell werden. Aber das konnte ich mir nicht vorstellen, weil die Models in den Hochglanzmagazinen so selbstsicher und hübsch aussahen. Ganz anders als ich.

»Warte nur«, sagte Isabella. »In ein paar Jahren wirst du eine strahlende Schönheit sein.« Das war als Aufmunterung gemeint, aber es fühlte sich mehr wie eine Bestätigung dessen an, was ich ohnehin schon vermutete: dass ich im Augenblick nicht viel hermachte.

Sabina musterte mich neugierig.

»Schicker Bikini. Hast du den zum Geburtstag bekommen?« Sie beugte sich vor, die roten Lippen leicht geöffnet.

Ich musste daran denken, was Isabella immer sagte: den Mund ständig halboffen zu haben, war ein Zeichen mangelnder Intelligenz. Sie fand es grauenhaft, wenn die Nachbarskinder, zwei Jungs, die immer das Gleiche anhaten, obwohl sie noch nicht mal Zwillinge waren, an unserer Grundstücksgrenze standen und uns, ohne ein Wort zu sagen, mit offenen Mündern anstarrten. »Mund zu«, fauchte sie dann.

Sabina ging ans Wasser und streckte prüfend einen Fuß hinein. Ihre Füße waren schmal und knochig, und ich zog sie oft damit auf, dass sie aussahen, als würden sie zu einem Skelett gehören. Wenn wir beieinander übernachteten und sie ihre Füße neben meinen Kopf legte, schrie ich immer: »Das Skelett greift an!«, sobald sie meinem Gesicht zu nahe kamen. Im Gegenzug behauptete sie,

meine Füße wären so rau, dass man mit ihnen sogar Karotten raspeln könnte.

»Wer zuletzt im Wasser ist, ist ein Angsthase!«, rief Sabina und sprang. Ich zögerte ein paar Sekunden, aber dann rannte ich los und stürzte mich hinter ihr ins Wasser. Ich holte tief Luft und tauchte unter. Mit weitgeöffneten Augen versuchte ich, etwas zu sehen, aber es war zu trübe. Jonna scherte sich nicht um Sabinas Kampfansage. Stattdessen stand sie betont langsam auf und ging zum Wasser.

»Angsthase! Jonna ist ein Angsthase!«, rief Sabina, aber Jonna tat, als hörte sie nichts. Ihrem Gesicht sah man nichts an, aber ich wusste, dass sie sauer war. Wenn sie etwas verabscheute, dann Leute, die andere hetzten.

Sabina und ich schwammen bis zu dem großen Felsen in der Mitte des Sees. Er war mit schleimigen, grünen Algen überzogen. Wenn wir Meerjungfrauen spielten, schmierten wir uns von Kopf bis Fuß damit ein. Manchmal stellten wir uns vor, wie wären Poseidons Hofdamen und müssten für ihn tanzen, um unserer Hinrichtung zu entgehen. Dann standen wir in dem flachen Wasser, drehten Pirouetten und warfen unsere Beine wie Cancan-Tänzerinnen, bis wir nicht mehr konnten.

»Können wir heute nicht was anderes machen?«, fragte Sabina.

»Wir könnten spielen, dass wir Archäologen sind, die auf dem Meeresgrund nach einem Schatz suchen«, schlug ich vor.

Sabina strich sich die nassen Haare aus dem Gesicht und seufzte: »Nein, wie langweilig. Können wir nicht was